



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.  
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,  
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Neunzehnter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem hl. Matthäus 22, 1-14. „In jener Zeit trug Jesus den Hohenpriestern und Pharisäern folgende Gleichnißrede vor: Das Himmelreich ist einem Könige gleich, der seinem Sohne Hochzeit hielt. Er sandte seine Knechte aus, um die Geladenen zur Hochzeit zu berufen, und sie wollten nicht kommen. Abermal sandte er andere Knechte aus und sprach: Saget den Geladenen: Siehe, mein Mahl habe ich bereitet, meine Ochsen und das Rastvieh sind geschlachtet, und alles ist bereit, kommet zur Hochzeit! Sie aber achteten es nicht und gingen ihre Wege; einer auf seinen Weierhof, der andere zu seinem Gewerbe. Die Uebrigen aber ergriffen seine Knechte, thaten ihnen Schmach an und ermordeten sie. Als dies der König hörte, ward er zornig, sandte seine Kriegsvölker aus und ließ jene Mörder umbringen und ihre Stadt in Brand stecken. Dann sprach er zu seinen Knechten: das Hochzeitsmahl ist zwar bereitet, allein die Geladenen waren besser nicht wert. Gehet also auf die offenen Straßen u. ladet zur Hochzeit, wen ihr immer findet. Und seine Knechte gingen aus auf die Straßen und brachten alle zusammen, Gute und Böse; und die Hochzeit ward mit Gästen besetzt. Der König aber ging hinein, um die Gäste zu beschauen und er sah daselbst einen Menschen, der kein hochzeitliches Kleid an hatte. Und er sprach zu ihm: Freund! wie bist du da hereingekommen, da du kein hochzeitliches Kleid an hast? Er aber verstummte. Da sprach der König zu den Dienern: Bindet ihm Hände und Füße und werfet ihn hinaus in die äußerste Finsternis; da wird Heulen und Zähneknirschen sein. Denn viele sind berufen, Wenige aber auserwählt.“

Die Kirche Jesu Christi.

XVII.

Der hl. Paulus sagt im Hebräerbrief: „Es ist schrecklich, in die Hände des gerechten Gottes zu fallen.“ Die Wahrheit dieses apostolischen Wortes zeigt uns, lieber Leser, das heutige Evangelium in einem Bilde, in einem Gleichnisse. Ein Mensch, der weder ein Totschläger noch ein Räuber, weder ein Dieb noch ein Ehebrecher war, dem vielmehr nur das hochzeitliche Kleid mangelt, — unter dem die sog. heiligmachende Gnade verstanden wird, — dieser Mensch wird, wie wir oben lesen, hinausgeworfen in die äußerste Finsternis, wo Heulen und Zähneknirschen für ihn sein wird. Und dazu wird er verdammt, ohne vorher im Einzelnen verhört worden zu sein, ohne seine Verschuldung eingestanden zu haben; er entschuldigt sich auch nicht, er bittet nicht um Verzeihung, er verneint nicht, noch bejaht er — sondern er verstummt! Auch die übrigen Hochzeitsgäste schweigen; keiner aus ihnen wagt, den Fürsprecher zu machen: der strenge Urteilspruch des Königs hat sie allejaunt eingeschüchtert.

Wer sollte nicht zittern, lieber Leser, bei einem Urteil von solcher Strenge? Bei unsern menschlichen Gerichtsverhandlungen wird der Verklagte befragt, man verhört ihn, man ist nicht abgeneigt, begründete Entschuldigungen anzunehmen; ja, man hört bisweilen auf sein inständiges Flehen, läßt sich rühren von seinen Reuethränen. Hat der Angeklagte irgend einen Freund, so kann dieser Fürsprache

für ihn einlegen. — Allein hier in unserem Falle geschieht nichts von all' dem, und warum nicht? Ist denn Gott — wenn ich so sagen darf — härter, als die Menschen sind? Wahrschäftig nicht! Der Mensch, lieber Leser, der sich da ohne hochzeitliches Gewand in den Hochzeitsaal gewagt, stellt uns den Menschen vor, welcher, in völliger Abkehr von Gott, in seinen Sünden dahinstirbt, und mit dem nun Gott ins Gericht geht: „Wenn Er (der göttliche Richter) nun plötzlich fragt, wer wird Ihm antworten?“ so ruft der fromme Job aus: Es wird dem Sünder unmbglich sein, irgend eine Entschuldigung vorzubringen, wenn er vor Gottes Richterstuhl steht. Wie viel Dank aber schulden wir Jesus, dem göttlichen Stifter der Kirche, daß Er uns durch sie die Mittel so reichlich geboten hat, ein Ihm wohlgefälliges Leben zu führen, um einst mit dem hochzeitlichen Schmucke der Gnade angethan, Eintritt zu erlangen in den himmlischen Hochzeitsaal.

Heilig nannten wir darum die Kirche Jesu, lieber Leser, in unserer letzten Betrachtung. Sie ist aber auch katholisch d. h. allgemein, und das will sagen: sie sei die göttliche Heilanstalt für alle Menschen in allen Zeiten, so daß es für Niemand eine andere wahre Heilanstalt giebt. Katholisch heißt auch weltumfassend, weil der Herr wollte, daß in dieser seiner Heilanstalt alle Länder der ganzen Welt ihr Heil suchen und finden sollten.

Diese Eigenschaft der Kirche war auch angedeutet in der Inschrift des Kreuzes auf

Kirchenkalender.

- Sonntag, 28. September.** Neunzehnter Sonntag nach Pfingsten. Veneslaus, Herzog. Evangelium nach dem hl. Matthäus 22, 1-14. Epistel: Epheser 4, 23-28. • Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Hl. Kommunion und Versammlung der Jünglings-Kongregation. Im Monat Oktober abends 7, 8 Rosenkranzandacht. • Ursulinen-Klosterkirche: Gemeinschaftliche hl. Kommunion der Erstkommunikanten. Vortrag für den Marienverein. • St. Martinus: Um 1/8 Uhr gemeinschaftl. hl. Kommunion für die Schule an der Kronprinzenstraße. Nachmittags 1/4 Uhr Andacht und Ansprache für die Marianiische Jungfrauen-Kongregation. • Rektoratskirche zum hl. Antonius in Oberkassel: Sonntag wird das Hochamt ausnahmsweise um 1/9 Uhr celebriert.
- Montag, 29. September.** Michael, Erzengel.
- Dienstag, 30. September.** Hieronymus, Priester und Kirchenlehrer.
- Mittwoch, 1. Oktober.** Remigius, Erzbischof.
- Donnerstag, 2. Oktober.** Leodegar, Bischof und Martyrer.
- Freitag, 3. Oktober.** Guald, Priester und Martyrer. • Maria Himmelfahrts-Pfarrkirche: Abends 1/8 Uhr Herz-Jesu-Andacht. • Karmeliteressen-Klosterkirche: Herz-Jesu-Feier. Morgens 6 Uhr hl. Messe, 8 Uhr Hochamt. Nachmittags 1/8 Uhr Predigt, darnach Herz-Jesu- und Armenseelen-Andacht.
- Samstag, 4. Oktober.** Franz von Assisi, Ordensstifter.

Golgotha, die in den drei Hauptsprachen der damaligen Welt — lateinisch, griechisch und hebräisch — verfaßt war. Es sollte dadurch bekundet werden, daß dieser Gekreuzigte nicht etwa für das eine oder andere Volk, sondern für alle Nationen der Welt Sein Leben hingabe und Seine Hellsanstalt für alle Menschen bestimme. Diese Eigenschaft der Katholizität ward noch deutlicher bezeichnet durch die Wundergabe aller Sprachen an die Apostel am Pfingstfeste, — dem Stiftungstage der Kirche — wodurch der Heil. Geist klar zu verstehen gab, daß diese Apostel und ihre Nachfolger die Kirche Jesu einrichten sollten für alle Menschen, welche Sprache auch immer sie reden möchten. So konnte also der ausdrückliche Befehl Jesu von den Aposteln zur Ausführung gebracht werden: „Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker... und Ich werde bei Euch sein alle Tage bis ans Ende der Welt!“ — Nach Christi Willen bleibt also kein Volk, kein Ort und keine Zeit für irgend eine andere Kirche; Er hat vielmehr Seine Kirche für Alle bestimmt: sie ist also und muß sein weltumfassend, allgemein, katholisch!

Sehen wir nun einmal zu, lieber Leser, an welcher unter allen Religionsgenossenschaften wir dieses Merkmal der Katholizität (Allgemeinheit) finden, so bemerken wir zunächst, daß es unter all diesen Religionsgenossenschaften nur eine einzige gibt, die sich **katholisch** nennt, und die zugleich von Freund und Feind **katholisch** genannt wird: es ist die römisch-katholische Kirche, die im Papste zu Rom den rechtmäßigen Nachfolger des Apostelfürsten Petrus und obersten Stellvertreter Jesu Christi verehrt. Dieser Name „katholisch“ wurde ihr schon in der apostolischen Zeit gegeben und findet sich in den Briefen des Apostelschülers Ignatius aufbewahrt; und sie wurde „katholisch“ genannt, um sie dadurch von den Sekten zu unterscheiden, die von der Kirche schon damals abgefallen waren, selbstredend aber vorgaben, das „lautere Evangelium“ zu lehren.

Und so ist es geblieben bis auf den heutigen Tag: durch den Namen „katholische Kirche“ bezeichnet man allgemein jene, die unter dem Nachfolger des Apostelfürsten Petrus steht und dadurch mit Christus, dem göttlichen Stifter, in lebendiger Verbindung ist. Alle Sekten sind erst später entstanden; man weiß aus der Geschichte ihren Urheber, der nicht Christus, sondern irgend ein abgefallener Mensch ist; man weiß den Zeitpunkt ihres späteren Entstehens; ja, die letzte der Sekten ist gar erst vor den Augen vieler unserer Leser entstanden, sie ist kaum dreißig Jahre alt und ihre Tage sind zweifellos gezählt, — wie könnten also derlei Sekten katholisch, d. h. allgemein sein in Bezug auf die Zeit, da sie erst später entstanden und bis auf Christus, den Stifter der wahren Kirche, darumgar nicht zurückgehen!

Keine einzige Glaubensgenossenschaft hat die Eigenschaft der Katholizität außer derjenigen, die diesen Namen „katholisch“ seit nahezu zwei Jahrtausenden trägt, und der — als der wahren Kirche Jesu — anzugehören, auch Du, lieber Leser, das große Glück hast.

S.

### Starke Gifte.

Von Dr. med. Ebinger.

Vor einigen Wochen fand eine junge Dame aus angesehenen, wohlhabender Berliner Familie, eine Doktorin der Chemie, ihren unfreiwilligen Tod durch Einatmen von Blausäuredämpfen. Die Gerichte hatten sich wiederholt mit Giftmorden durch Strychnin zu beschäftigen. Daß die junge, strebsame Dame den Tod durch Einatmen von Blausäuredämpfen fand, ist für den Kenner leicht verständlich, weiß er doch, daß dieses höchstgefährliche Gift auch seinem Entdecker das Leben kostete. Rätselhaft aber ist dem Fachmann, wie jemand seinen Nächsten mittels Strychnin töten kann, weil daselbe einen so widerlich bitteren Geschmack hat, der durch nichts zu überdecken ist.

In dem bekannten Berliner Prozeß meinte der Staatsanwalt, der Mörder habe seinem Opfer das schreckliche Gift auf Bierseum gestreut und so habe es dasselbe getrunken. Der Fachmann kann bei solchen Behauptungen nur bedenklich den Kopf schütteln, und es dürfte angemessen und interessant sein, hier kurz die bekannten starken Gifte zu charakterisieren.

Bei vielen Menschen herrscht eine übertriebene Furcht vor Giften. An dieser Furcht sind zum großen Teil die Roman- und Drama-Dichter schuld, indem sie ihre Helden oder Heldinnen an vergiftete Blumen riechen oder vergiftete Briefe lesen und so sterben lassen. Die Wissenschaft kennt gar keine Gifte, die so wirken, sie hat auch niemals solche gekannt.

Das gefährlichste Gift ist die Blausäure, weil sie eben gasförmig ist und wider Willen eingeatmet werden kann. Aber dieses Gift hat einen so starken Geruch nach bitterem Mandeln, daß man es schon in weiter Entfernung riecht. Auch ist es so flüchtiger Natur, daß es auf Blumen oder durch Briefe nicht befördert werden kann, denn es würde auf wenige Minuten schon völlig wirkungslos sein. Ein anderes Gift aber, welches so flüchtig ist, kennt die Wissenschaft nicht.

Das einzige Gegengift bei Blausäurevergiftungen ist das Chlorwasser. Es ist eritaunlich, daß Chemiker dieses einfache Mittel nicht bei der Hand haben, wenn sie mit Blau- oder Cyanwasserstoffsäure experimentieren. Das Chlorwasser ist in jeder Apotheke billig zu haben. Es ist eines von jenen Arzneimitteln, welches immer vorrätig sein muß.

Gefährlich ist die Blausäure nur in statu nascenti, das heißt in dem Augenblicke, wo sie erzeugt wird. Freilich kann man das Gas in Wasser oder Spiritus leiten, welche Flüssigkeiten sich dann mit dem Gift sättigen. Diese Lösungen sind selbstverständlich auch höchst giftig. Aber auch sie haben den starken Bittermandelgeruch und Geschmack und warnen so den Menschen. Es giebt ein starkes Gift, Arsenik nämlich, welches von Natur zwar fest ist, aber durch Wärme in den gasförmigen Zustand versetzt werden kann. So hat man im Mittelalter hochstehende Personen durch Arsenik zu vergiften gesucht und teilweise auch wirklich getötet. Heute wäre das nicht mehr möglich, denn, um an mit Arsenikdämpfen verunreinigter Luft zu sterben, brauchte man Monate oder Jahre. Diese Art von Giftmorden waren im Mittelalter auch nur denkbar, weil der Stand der Wissenschaften und noch ganz besonders derjenige der analytischen Chemie ein so ganz niedriger war, daß man selbst größere Mengen von Arsenik oder Sublimat nicht einmal im tierischen Organismus nachweisen konnte. Heute weiß die Chemie die kleinsten Spuren dieser beiden und aller anderen Gifte im Organismus nach.

Das schreckliche Gift Strychnin, von dem schon 0,01 (1 Zentigramm) tödlich wirken kann, ist eine Pflanzenblase, ein Alkaloid, welches sich bis zu 1% Prozent in dem Samen von *strychnos nux vomica* (Brechnuß) findet. Man kennt es seit 1818, wo es von zwei französischen Chemikern zusammen dargestellt wurde.

Das Strychnin kommt nur als salpeteraures Salz in den Handel, das man aber auch kurzweg Strychnin nennt, zumal seine Eigenschaften genau dem des reinen Strychnin entsprechen.

Dieses fürchterlich bittere Gift ist kaum einem Menschen wider seinen Willen beizubringen. Gegengifte sind Gerbsäure und Magnesia. Beide Mittel sind in den Apotheken für wenige Pfennige zu haben. Man rührt diese Gegenmittel mit Wasser an und läßt möglichst schnell und viel davon trinken.

Man kann bei Strychnin, sowie bei allen mineralischen Giften, wie Arsenik, Sublimat und Antimon auch Brechnittel als Gegengifte anwenden, doch müßte diese der Arzt erst verschreiben.

Arsenik und Sublimat, die Mittel der Giftmischer des Mittelalters, sind im Vergleich zu Strychnin fast wohlgeschmeckend zu nennen.

Man kann sie dem Opfer sehr leicht beibringen. Dafür sind aber auch die kleinsten Spuren im Körper leicht nachweisbar, so daß der Mörder der gerechten Strafe schwerlich entgehen kann.

Außer den genannten Giften können noch zwei Pflanzengifte in Betracht: die Alkaloide, oder deren Salze haben auch einen so auffallend bitteren Geschmack, daß sie gleichfalls Niemandem gegen seinen Willen in großer Menge beigebracht werden können. Man sieht, es ist nicht so leicht, einem Menschen ein starkes Gift in tödlicher Menge beizubringen. Die übertriebene Furcht ist also unberechtigt.

Es ist aber eine eigentümliche Erscheinung und Thatsache, daß die Menschen, welche eine so große Angst vor den genannten Giften haben, meist leichtfertig mit anderen Giften umgehen, dem Fisch-, Fleisch- und Käsegift. Diese drei Gifte sind wirklich sehr gefährlich und wäre es sehr wünschenswert, wenn die Menschen vor diesen mehr Angst hätten als es in Wirklichkeit der Fall ist. Wenn diese drei Gifte auch nicht immer tödlich wirken, so machen sie doch viele Menschen krank, mehr als man glaubt.

Jedes verdorbene Nahrungsmittel ist giftig. Man werfe es weg, denn hier Sparbarkeit über zu wollen, könnte wirklich fahrlässiger Selbstmord werden. Es kann hier nur ausdrücklich und eindringlich vor dem Fisch-, Käse- und Fleischgift gewarnt werden. Man hüte sich stets vor dem Genuß schlechten Käses, übelriechenden Fleisches und nicht gehörig geräucherter, zu lange aufbewahrter, oder überhaupt eine auffällige Veränderung in Farbe, Geruch und Geschmack zeigender Würste.

Erkrankungen an solchen Giften sind um so gefährlicher, als man wohl ihr Vorhandensein klar festgestellt hat, aber über ihre Entstehung noch im Dunkeln tappt. Daher sind auch die Gegengifte unbestimmt und nicht immer wirksam. Wie oft liest man, daß Genuß von verdorbenen Seemuscheln oder Krebsen oder Austern Menschen dem Tode nahe brachten.

Was von verdorbenen festen Nahrungsmitteln gilt, hat auch Gültigkeit bei den flüssigen. Auch hier heißt es: Vorsicht.

### Chinesisches Jahrmärkte-Theater.

Von Wilh. Adermann.

Eigenartig wie das ganze Chinesentum überhaupt, ist auch das Theater im Reiche der Mitte. Die Chinesen behaupten, daß ihnen die Schauspielkunst bereits über 2000 Jahre bekannt ist, jedoch läßt sich die Entstehung des Theaters dort erst auf das siebente bis achte Jahrhundert unserer Zeitrechnung zurückführen. Wenigstens erzählt die Chronik, daß ein damaliger kunstliebender Kaiser Namens Tungming, Schauspieler aus dem Westen, jedenfalls aus Kleinasien oder Rom kommen ließ, um die edle Kunst des Theaterpielens in China einzuführen.

Es wurden Musik- und Theaterschulen gegründet, worin hunderte von jungen Mädchen Ausbildung für die theatralische Laufbahn erhielten.

Wertwürdigerweise ist im modernen chinesischen Theater gänzlich mit dieser Tradition gebrochen. Man findet heute im Gegensatz zu früher nur noch männliche Schauspieler. Die weiblichen Partien werden von dementsprechend verkleideten Jünglingen gespielt, die mit ihrer übertrieben nasalenden Fälschstimme den Wohlklang der weiblichen Stimme nur schlecht nachahmen können. Frägt man nach der Ursache des vollständigen Ausschlebens des weiblichen Elementes von der Bühne, so wird man unwillkürlich an das in Frankreich speziell immerwährend aktuelle „cherchez la femme“ erinnert.

Vor 2—300 Jahren erst hat ein hiederer Kaiser mit einer Schauspielerin derartig traurige Erfahrungen gemacht, daß er einfach den Schauspielerinnen rundweg für alle Zeiten ihr Handwerk verbot, welcher Grundsatz heute noch unanfechtbar gewürdigt wird.

Spezielle Theatergebäude gibt es nur in wenig Städten. Und diese können sich nicht einmal annähernd selbst mit den primitivsten unserer derartigen Baulichkeiten messen.

Sommertags oder bei gutem Wetter finden die Vorstellungen einfach unter freiem Himmel statt.

Neben den Tempeln wird gewöhnlich eine größere, künstliche, mit Brettern befestigte Erderhöhung unterhalten. Dies ist die Unterlage zur Bühne.

Die ständigen Theatergebäude bestehen meist aus einem Gerüst von Bambuspfeilern mit einer Bedachung aus Palmenblättern.

Für die vornehmeren und reicheren Chinesen sind gewöhnlich eine Anzahl nummerierter, aber sehr primitiver Bambusstühle vorhanden.

So ein Speerth kostet dort gewöhnlich nach unserer Währung 1 Mark bis 1,50 Mark. Das allgemeine Volk zahlt im Stehparterre meist 20—40 Pfg.

Dort ist dann gewöhnlich alles vollgepfropft von Menschen, und für einen Europäer ist der Aufenthalt, wegen der undefinierbaren speziell chinesischen Parfümgerüche in dieser Stieluft unmöglich.

Da ich von solchen Umständen genügend Kenntnis hatte, zog ich es bei meinem Aufenthalte in Canton vor, einer Vorstellung im Freien beizuwohnen.

Während wir, zwei Engländer, ein Oesterreicher und meine Wenigkeit durch das Gewirr enger, winkliger und schmierer Gassen vorwärts strebten, hörten wir in kurzen Zwischenräumen das unausstehliche chinesische Instrument den Gong laut erschallen, dessen aufdringlichste geradezu beleidigende Töne uns wenigstens über die einzuschlagende Richtung nicht im Zweifel ließen.

Mit uns verfolgten den gleichen Weg zahlreiche Chinesen aller Gesellschaftsklassen.

Endlich erreichten wir einen großen freien Platz. Ungeheuer viele Menschen waren hier anwesend. Jedoch konnten wir Einzelheiten vorläufig noch nicht recht erkennen.

Ein erstickender brenzlischer mit Milliarden Staubteilchen gemischter Qualm lagerte über dem Ganzen. Da für diesen Stadtteil heute Jahrmarkt war, gab es hunderte von Kochstellen, die nach Art der thüringischen Rostwurstbratereien alle 50 Schritt in neuer Auflage am Wege anzutreffen waren.

Hier wurden ebenso Suppen, Hirse oder Reisbrei und sonstige Mehlspeisen in kolossaler Menge erzeugt, feilgehalten und meist gleich von dem hungrigen Publikum vertilgt, als auch schon in Hundstall gebackene Früchte oder delikate ansiehende Mattenschinken und sonstige spezifisch chinesische Delikatessen. Da stand ein großer Kreis von andachtsvoll Lauschenden um einen, an der Erde kauenden, ehrwürdigen Alten herum.

Es war ein Märchenerzähler, der, sich den langen schneeweißen Bart würdevoll streichend, in der, der chinesischen Sprache eigentümlichen, wohlklingenden ausdrucksvollen Accenturung sagenhafte Geschichten aus längstvergangener Zeit vortrug, aus Zeiten, wo das heute heruntergekommene verlumpte Chinesenvolk noch ein Geschlecht von Helden und geachtet und geehrt als überlegenes Kulturzentrum im fernen Asien bestand. Sind es auch Laute der Bewunderung, die hier und da einem der Zuhörer entchlüpfen, möchte es auch scheinen, als wenn es aufblühe in diesem oder jenem Auge von edler Begeisterung, schlief sinkt der von plötzlichem Impulse gestählte Körper wieder zusammen zum früheren stumpfsinnigen, die Söhne des himmlischen Reiches sind entnervt, sie sind Schwachköpfe geworden in jahrelanger Knechtschaft ihrer verrückten Weltanschauung.

Auch Kuckkasten waren aufgestellt, die in schlechtgemalten Bildern alle möglichen Tagesereignisse illustrierten. Sogar vom japanischen Kriege konnte man Schlachtenbilder sehen. Natürlich waren den Tatsachen zum Hohne stets die Chinesen als die Sieger gezeichnet, was die leicht zu irritierende Menge ebenso selbstverständlich als glaubhaft hinnahm.

Doch lauter und lauter klang der Gong und nach wenigen Schritten standen wir vor dem Theater.

Eine große Menschenmenge stand, lag und horchte in großem Halbkreis davor.

Sperriße gab es da nicht. Hier hatte einer so viel Recht wie der andere.

Die Bühne, der Höhe halber mit einem alten Segelleinen überdeckt, präsentierte sich in anspruchslosester Bescheidenheit.

Mitten auf dem festgetrampelten Lehmplatz stand ein Tisch mit einer seidnen Decke in zweifelhafter Farbe. Darauf langweilten sich einige Theetrinkschalen mit einem Bunde Eßstäbchen um die Wette.

Von den Schauspielern war noch nichts zu sehen. Dagegen sorgten bald die Musikanten, dafür, daß im Publikum niemand einschliefe.

Einen solchen Höllenspektakel entsinne ich mich sonst nie auf meinen weiten Reisen gehört zu haben als hier. Ein Musikant hatte jedenfalls in unverständlicher Nachahmung vom europäischen Theater eine große Glocke, die er mit dem Gonge zusammen in grauenerregender Weise malträtierte. Daneben saß einer, der hatte eine Art Kastanietten, die er klappern ließ und abwechselnd schlug er noch mit einem zierlichen Hämmerchen auf ein großes ausgehöhltes Holzgefäß. Der Dritte hatte eine zweifelhafte Bambusgeige, auf der er in einer hochliegenden Oktave quietschende Töne produzierte. Am erträglichsten war noch ein liegendes Saiteninstrument, das mit 2 Hämmerchen nach Art des ungarischen Cymbalon gespielt wird und letzterem im Princip auch ähnlich ist.

Plötzlich verstummte die Musik. Ein alter Mann betrat die Bühne. In herzerregenden Tönen schien er ein Klagegedicht vorzutragen. Im Hintergrunde stritten sich ein Ehepaar. Der Alte trat zum Tische und trank mit zitternder Hand etwas Thee aus einer Schale, nahm mit ein paar Eßstäbchen einige Brocken aus einer Schüssel und ließ davon, während er es zum Munde führte, einiges auf den Tisch fallen.

Die junge Frau schien darob sehr erregt und machte, von ihrem Gemahl accompagniert, dem Alten heftigste Vorwürfe. Es folgten noch andere Szenen und zum Schluß wurden die zwei jungen Eheleute in einem großen Holzläufe gezeigt, um den allerlei Volk stand und einige sogar hineinspieen. Die Handlung war zwar nicht packend, aber jedenfalls gut gemeint. Nach Rimit und Gesang zu urteilen, würde der Neuling aber sicher meinen, eine Herde von Verrückten vor sich und eine Versammlung von stumpfsinnigen Idioten um sich zu haben.

### Ein unwillkommener Manövergast.

Humoreske von Ferd. Bruner.

In dem schmucken Herrenhause des Gutshofes, welcher Ehrhard Frohnstätten gehörte, herrschte eifrige Thätigkeit. Der Gärtner brachte unterstützt von einigen Dienstmädchen, an den vier Säulen, welche den breiten Balkon unter dem Haustore trugen, Reifigewinde an, in denen Rosen steckten. Vom Türmchen, das westwärts weit ins Land schaute, wehte eine mächtige Fahne. In den Korridoren und auf den Stiegen waren neue Läufer ausgelegt, und das beste Fremdenzimmer im Herrenhause zu einem wahren Schmuckkästchen gemacht worden. Der Gutsherr, eine breitspurige Gestalt mit buschigem weißem Schnurrbart, der scharf jugendlich ansah, trotz der Farbe, hatte an den Vorbereitungen selbst tätigen Anteil genommen. Der Manövergast, den man erwartete sollte sich wie zu Hause fühlen. Ehrhard Frohnstätten war ja selbst, als er noch den bunten Rock des Kaisers trug, öfters Manövergast gewesen und wußte, wie wohl es tut, nach des Tages Hitze und Beschwerden, irgendwo gut aufgehoben zu sein.

Nun trat der Gutbesitzer in das freundlich-elegante Speisezimmer, wo Marianne, seine Frau, eine Dame mit feinem Teint und

nussbraunen Haaren, aus der alteichenen, riesigen Kredenz, kunstvoll geschliffene Gläser nahm, in denen die Sonne spielte.

„Marianne, ich glaube, wir sind fertig,“ sagte Frohnstätten mit Genugtuung und warf sich auf einen Sessel. „Nun kann der Herr Leutnant anrücken. Uebrigens wird er auch kaum lange auf sich warten lassen. Denn wir haben jetzt elf Uhr, und spätestens um halb Zwölf soll die Truppe hier eintreffen, wie mir der Bürgermeister sagte.“

„Wir sind in der Küche auch fertig,“ erwiderte Frau Marianne.

„Desto besser. Aber wo steckt denn Julie?“ bemerkte fragend der Gutbesitzer, und seine Stirne zog sich in Falten. „Ich glaube gar, das Mädel weicht einem aus, weil ich von der Liebelei nichts wissen will.“

„Aber, Ehrhard! Sie ist auf ihrem Zimmer und zieht sich um. Duale doch das Kind nicht immer. Sie hat Kobmann nun schon drei Monate nicht gesehen und einen Briefwechsel führen sie nicht. Es geschieht also doch alles nach Deinem Willen.“

„Der hoffentlich auch der Deine ist! Denn einen Maler, von dem man annehmen kann, daß er, wie die meisten seiner Genossen, erst nach seinem Tode berühmt werden wird, halte ich nun einmal nicht für das Ideal eines Schwiegersohnes“, erklärte bestimmt der Gutbesitzer und schritt in dem Zimmer auf und ab, zeitweilig stehen bleibend und an den Fenstern trummelnd. „Ich bin sehr froh, daß wir heuer Einquartierung bekommen. Sonst sah Julia Offiziere ja ganz gern, bis sie in der Residenz diesen Kobmann kennen lernte. Ich denke, die Einquartierung wird sie auf ganz andere Gedanken bringen. Vorgestern, als ich drüben in Arnsdorf war, traf ich mit dem Oberst zusammen. Ein ganz charmanter Herr. Wir unterhielten uns famos. Ich habe ihm angedeutet, daß ich gern einen jungen lustigen Offizier in meinem Hause hätte.“

„Aber, Ehrhardt“, wandte Frau Marianne vorwurfsvoll ein.

„Na, so direkt habe ich es dem Oberst natürlich nicht gesagt. Er verstand mich und meinte, er hätte bei seinem Regiment einen sehr netten Menschen, einen Mann, witzig, humorvoll und — hübsch. Na, ermahne mich nur nicht schon wieder. Beileibe!“

In diesem Augenblicke erschollen Trompetensignale, bald darauf Herdegetrappel, Helme und Säbel blühten im Sonnenschein. Braune Soldatengesichter tauchten auf der Dorfstraße auf. Stramme Gestalten an denen man seine Freude haben konnte. Alles war denn auch auf den Beinen, und die Generation in kurzen Hosen und knielangen Röckchen lief mit glänzenden Augen neben den Kavalleristen her, die vor dem Gemeindehause, wo die „Quartiermacher“ sie erwarteten, Halt machten. Bald schwenkten sie in die ihnen zugewiesenen Quartiere ab.

Geführt von einem Kavalleristen bog jetzt auf einem hochbeinigen Fuchs ein junger Offizier in den Weg zum Gutshofe des Herrn Ehrhard Frohnstätten ein. Dieser erwartete den Gast an der Seite Mariannes an der Schwelle der Haustüre. Frohnstätten hatte den schwarzen Gehrock angelegt und weiße Handschuhe angezogen. Langsam kam der Offizier herangeritten. Sein Auge musterte den Schmuck des Herrenhauses. Ein Lächeln der Genugtuung ging über das hübsche, braune Antlitz, dem der schwarze Schnurrbart etwas Männlich-Sympathisches verlieh. Wie angewachsen sah er auf dem Pferde; die kleidsame Uniform paßte ihm, wie angegossen.

„Ein prächtiger Mensch“, flüsterte Ehrhard Frohnstätten, der etwas kurzschichtig war, seiner Marianne zu, die ebenfalls mit regem Interesse den Offizier betrachtete, der nun im kurzen Trabe herankam, sein Pferd zwei Schritte vor dem Tore parierte und im Nu auf den weißen Kiesboden stand. Die Hacken klirrten zusammen, die Rechte fuhr nach dem Helm.

„Willkommen, herzlich willkommen,“ rief Frohnstätten, welcher den Hut gezogen hatte, und reichte dem Leutnant die Hand. Auch Frau Marianne tat dies mit freundlichem Gruß. Der Offizier verbeugte sich tief und küßte respektvoll der Dame die Hand. Als er den Kopf mit dem lächelnden Gesicht erhob, starrte ihn Ehrhard Frohnstätten mit merkwürdiger Nachdrücklichkeit an. Das Antlitz des Gutsbesizers wurde um einen Ton bleicher. Bestürzung und Aerger und wer weiß, was noch alles, spiegelte sich auf demselben. Denn eine unheimliche Ahnung überkam ihn, als er in dieses kleine, braune Gesicht mit dem schwarzen aufgedrehten Schnurbarte sah. Er hatte den Maler Kobmann zwar nur zweimal in der Residenz gesehen, und damals in einem saloppen und natürlich bürgerlichen Anzug, aber... Frohnstätten warf einen Blick auf Marianne, und sie lächelte. Sie bemühte sich zwar, es zu verbergen, aber um ihre Mundwinkel suchte es verräterisch... Es war also der Leutnant... Kobmann der Maler!... Frohnstätten schwindelte; er hätte vor Scham und Aerger in die Erde sinken mögen! Und nun hatte er Julie noch anbesohlen, daß sie an der Schwelle des Speisetzimmers den Gast willkommen heiße!... Ihn auch noch willkommen heißen!...

Der Gutsbesitzer fühlte aber, daß er hier nicht länger mit seinem — er ahnte es — nichts weniger als geistreichen Gesichte stehen könne, und so würgte er denn die Worte heraus: „Bitte, Herr Leutnant, treten Sie ein...“ Das ließ sich Leutnant Kobmann nicht zweimal sagen. Mit einer tiefen Verbeugung ergriß er den Arm der Dame des Hauses. Bersämetert folgte Frohnstätten. Er dachte gar nicht daran, zu verhindern, daß Julie den Gast begrüßte. Er dachte nur daran, daß dieser Mann, den er bisher ängstlich von seiner Tochter fern gehalten, nun vierzehn Tage unter seinem Dache als Gast wohnen werde! Er hatte sich gefreut auf diese zwei Wochen, so vieles von ihnen erwartet, und nun? — Er überhörte den kleinen Schrei der Freude, der über des Gutsfräuleins Lippen floss, als es mit freudigem Schreck den Offizier erkannte. Was tun? Frohnstätten floss kalter Schweiß von der Stirne. Für Abends hatte er eine kleine Gesellschaft, darunter auch den Obersten, eingeladen. — Absagen konnte er also nicht lassen. —

Im Speisezimmer füllte eben nach altem Brauche, wie er im Hause Frohnstätten stets gepflegt worden, Frau Marianne die blindevenden feingeschliffenen Gläser und sah nach dem Gatten aus. War das ein Leidenskelch, der seine Hand zittern machte, als er ihn hob und so ruhig, als es ihm möglich war sagte: „Ein Willkommen nach ehrwürdigem Brauche dem Offiziere Seiner Majestät in diesem Hause.“

Ein Schatten huschte über Kobmanns Gesicht; er verstand den dunklen Sinn der Worte. Schweigend trank er nach kurzem Dank. Dann zog er sich auf sein Zimmer zurück.

Grollend wie ein verwundeter Löwe, marschierte der Gutsbesitzer im Speisezimmer auf und nieder. Plötzlich blieb er vor seiner Frau stehen und fragte mit durchbohrendem Blicke: „Wußtest Du etwa, daß unser Gast... dieser Herr sein würde, und daß er Reserve-Offizier bei diesem Regiment ist?“ —

Frau Marianne wurde dunkelrot im Gesicht: „Ich schmiede keine Komplotte“, erwiderte sie beleidigt. „Weder ich noch Julie, die ich auch darnach gefragt habe, wußten davon auch nur eine Silbe.“ — Damit rauschte sie hinaus.

„Ein unfeliger Zufall!“ witterte Frohnstätten. „Diese vierzehn Tage ertrage ich nicht! Ich verreise.“ — Diesen Plan gab er jedoch bald wieder auf. Denn erstens dünkte ihm eine solche Flucht doch schließlich wenig mutvoll und außerdem vergrößerte er dadurch wahrscheinlich noch die Gefahr. —

Die kleine Abendgesellschaft verlief außerordentlich animiert. Julie, welche man in den Monaten, seit sie aus der Residenz, in der

die Familie Frohnstätten den Winter zu verbringen pflegte, zurückgekehrt war, einsilbig und niedergeschlagen gewesen war, kam aus dem Lächeln und Lachen nicht heraus. Fast immer befand sich der hübsche Leutnant Kobmann in ihrer Gesellschaft, und sie zog seine Unterhaltung augenscheinlich jeder andern vor. Seufzend und mit tiefem Vorwurf bemerkte deshalb Frau Klinghausen, welche drei längst heiratsfähige Töchter hatte, zu Frau Marianne: „Da sehen Sie, wie leicht so ein Mädchenherz Feuer fängt und — vergißt! Ich glaube, liebe Freundin, Sie werden bald eine Hochzeit in ihrem Hause haben.“

Frau Marianne lächelte. Der Oberst beobachtete ebenfalls den eifrigen Flirt seines Leutnants, dem er besonders zugetan zu sein schien. Als schon einigen Flaschen Sekt der Hals gebrochen worden, klopfte er Ehrhard Frohnstätten auf die Schulter und lächelte: „Nun, ich glaube, Herr Frohnstätten, Sie können mit mir zufrieden sein. Kobmann ist wirklich ein Mann, wie man ihn suchen muß. Sehen Sie nur, jetzt tanzt er mit Ihrem Fräulein Tochter, das ja wie Milch und Blut aussieht. Ein prächtiges Paar.“

Der Gutsbesitzer wußte nicht, was er darauf erwidern sollte, denn es war wahr; die beiden schienen wie zu einander geschaffen. Er merkte erst jetzt in der Uniform, wie sicher die Haltung Kobmanns war, und das bunte Tuch stand ihm vorzüglich. Er fühlte seinen Groll ein bisschen schwinden. Aber was half es, einen brotlosen Maler als Eidam, das ging doch nicht. Unwillkürlich seufzte er. Der Oberst sah ihn lächelnd von der Seite an.

„Schade,“ sagte er, und sein Blick wurde nachdenklicher, „daß solche Männer zu viele freundliche Augen finden. Sie gehen insolge dessen oft an der richtigen vorbei!“

So eigentümlich betonte dies der Oberst, daß der Gutsbesitzer ihn fragend ansah. Der alte Offizier bewegte seinen weißen Kopf. „Es ist so, lieber Herr Frohnstätten! Und ich glaube, daß Leutnant Kobmann schon irgendwo sein Herz vergeben hat. Es würde mir leid tun... Aber, wie gesagt, ein famoscs Paar gäben die beiden ab.“

Frohnstätten lief es kalt über den Rücken. Der Oberst stellte die Sache ganz anders dar. Der Gutsbesitzer versuchte zornig zu werden, doch ging es nicht recht. Er zerbröckelte die brennende Zigarre in seiner Hand und warf sie dann mit erregter Gebärde in den Aschenbecher.

„Was ist der Herr Leutnant Kobmann in Civil?“ fragte er eine Stunde später den Oberst und machte ein möglichst harmloses Gesicht. „Der? Ein Künstler, ein Mann, der eine Zukunft hat, wie Fachleute behaupten.“

„Aber keine Gegenwart!“ „Ja, Herr Frohnstätten, wie man annimmt. Oberleutnant Kraßner, dessen Bruder auch Maler ist, hat von dem Besagten gehört, Kobmann verdiene immerhin beinahe soviel, wie das Gehalt eines Obersten ausmacht. Na, und fürs erste dürfte das schon genügen.“

Frohnstätten biß sich auf die Lippen und fragte nicht weiter. Ein härtebziges Gesicht sollte verbergen, wie wunderbar es in seinem Innern aussah. Er hatte die ganze Skala der Gefühle heute schon an sich empfunden. Nun war er so ziemlich auf dem Nullpunkte. Doch noch waren nicht alle Ueberraschungen vorüber.

Denn als der Gutsbesitzer in das Speisezimmer eintreten wollte, stand plötzlich Leutnant Kobmann in starrm militärischer Haltung vor ihm und sagte: „Herr Frohnstätten, ich erlaube mir, Ihnen einen Vorschlag zu machen. Leutnant Hartner würde gern mit mir das Quartier wechseln. Ich glaube, es würde Ihnen dies nicht unangenehm sein; ich möchte wirklich niemand inkommodieren.“

Da gab es Frohnstätten einen Ruck. „Herr Leutnant, Sie inkommodieren in meinem Hause weder mich noch sonst jemand.“

Denn um nichts in der Welt hätte der Gutsbesitzer eingestehen mögen, wie unwill-

kommen ihm gerade diese Einquartierung war. So verblieb Leutnant Kobmann vierzehn Tage auf dem Gutshofe. Er verhielt sich tadellos. Frohnstätten gegenüber war er von vollendeter Höflichkeit, ganz unbefangen. Bei den Damen verstand er es, sich unauffällig in Gunst zu setzen, und da er ein lustiger Gesellschafter war, hing ihm bald der ganze Gutshof an. Mit heimlichem Aerger gestand es Frohnstätten, daß seit langem auf dem Hofe nicht so fröhliche Stimmung geherrscht hatte, als seit Kobmann anwesend war.

Das Manöver ging zu Ende, die Trompeten bliesen den Abschied. Auf dem Gutshofe fand ein kleiner Abschiedsschmaus statt. Frohnstätten hatte selbst die Bemerkung hingeworfen, das würde überall so gehalten und da könne man nicht davon abgehen. Golden blinkte es in den Gläsern. Leutnant Kobmann war von sprudelnder Lustigkeit, bisweilen zog es aber wie eine Wolke über seine Stirne.

„Nun wird es wieder still werden in unserer Einsamkeit,“ hatte die Gutsfrau gesagt. In Gedanken verfunken nickte Kobmann. „Ach ja, und ich ziehe wieder meinen Farbensittel an, versinkend in das Nichts.“ Frohnstätten fühlte den Stich. „Jede Arbeit ist der Schätzung wert!“ sagte er stark.

Ein erstaunter Blick aus des Malers Auge traf ihn.

„Aber brotlose Kunst,“ lächelte er. Der Gutsherr fühlte die Augen seiner Damen auf sich gerichtet. Ein dunkles Rot legte sich über seine Wangen. Aber er war zu stolz, um die Einsicht, die ihm geworden, zu verbergen. Er war doch nicht der Manöver wegen täglich einige Stunden in dem sonnenheißen Gelände gewesen.

„Wenn Sie Ihre Kunst so ernst nehmen, wie Ihre Manöverpflichten, wird sie nicht brotlos sein.“

Eine Pause folgte. In Julies Wangen braunte rote Lohe. Frau Marianne bewegte zustimmend den Kopf.

Leutnant Kobmann aber hob sein sonnenbräuntes Antlitz und sprach: „Dann, Herr Frohnstätten ist sie allerdings nicht brotlos. Denn wohl ist es mir auch ernst mit den Manöverpflichten. Doch meiner Kunst suche ich mit ganzem Herzen zu dienen. Und wenn ich arm bliebe mein Leben hindurch, ich würde der Kunst doch nicht untreu werden und ihr nicht zürnen.“

Da streckte Frohnstätten dem Gaste die Rechte entgegen und sagte herzlich und gerührt zugleich: „Topp! Das lasse ich gelten, Herr Leutnant. Das hätte ich ihnen nicht zugetraut. Nun aber ist es gut, Herr Maler. Und — — —“

Er stockte. Frau Marianne setzte daher fort: „Und Sie werden uns auch als Maler willkommen sein.“

Kobmann küßte den Damen die Hand. Er beugte sich tief, damit man nicht sehe, wie es in seinem Antlitz bewegt zugin.

„Dank, gnädige Frau,“ sagte er. —

Wieder riefen die Trompeten diesmal Marm! „Ein Glück,“ meinte später Kobmann, „daß das dem Herrn Oberst nicht zehn Minuten früher einfiel, sonst würde ich nicht zu meiner Frau gekommen sein.“ —

**Diamanträtsel.**

a Die Buchstaben sind so zu ordnen, daß die wagerechte  
a a a a b Mittelreihe gleich der ent-  
d d e e e e e sprechenden senkrechten lautet  
a g g h h h h h l und den Namen für eine Reihe  
l n n n n n n von Tagen mitten im Jahre  
u s s t t nennt. Die übrigen waga-  
t u rechten Reihen nennen 1. eine  
u Note, 2. eine Kopfbedeckung,  
3. einen Ort in Westfalen, 4. ein Mittel bei der  
Wundbehandlung, 5. ein turnerisches Gerät, 6. ein  
Eisenprodukt, 7. die Bezeichnung für einen türkischen  
Befehlshaber, 8. eine Note.

**Auflösung aus voriger Nummer.**  
Konfidiarätsel: Noa, Amos, Samos, Mostau,  
Ussam, Kufa, Sau.